



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Abermals Vandalismus.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

dieser wichtigen Frage nicht auf akademische Kundgebungen zu beschränken, an denen es ja auch anderwärts nicht gefehlt hat, die aber die Sache bisher nur wenig gefördert haben, leuchtet aus der Sprache des Erlasses ziemlich deutlich hervor. Hoffentlich geht die Konferenz nicht auseinander, ohne zu greifbaren Resultaten gelangt zu sein.



## Abermals Vandalismus.



einerlei Bauwerke erfahren so oft und so einschneidend den modernen Mangel an Pietät, als diejenigen, welche zur Ausbreitung der pietas im weitesten Sinne des Worts gegründet werden. Der Ausdruck modern will dabei natürlich in seiner wahren Bedeutung genommen werden. Denn die Christen, Mauren, Sarazenen u., welche im frühen oder spätern Mittelalter Kultusstätten umbauten, folgten ganz naiv dem Bedürfnis ihres Kultus und ihrer Zeit und gingen nicht über dieses hinaus. Drei Religionsbekenntnissen hat der Parthenon gedient, die Jungfrau Maria hat dort die Pallas Athena verdrängt und ist selbst wieder von dem bilderscheuen Islam verdrängt worden; an zahllosen andern Orten wurden antike Tempel in christliche Kirchen, christliche Kirchen in Moscheen umgewandelt, dabei blieb aber unberührt, was nicht den religiösen Vorstellungen der Neuerer zuwider oder für den neuen Zweck hinderlich war. Eine Stilperiode übernahm von der andern unfertige Kirchenbauten und führte sie in ihrer Weise zu Ende. Denn eine lebendige Kunst kennt keine archaisirischen Anwendungen, sie redet wie ihr der Schnabel gewachsen ist, und ebenso frei von doktrinärem Tic, erkennt sie kein Verbrechen darin, einem romanischen Schiff einen gothischen Thurm aufzusetzen. Erst die Hochrenaissance zeitigte jene Unduldsamkeit, welche auch die frühern Geschlechter unter ihre alleinseligmachende Kunstreligion beugen wollte, und z. B. in Rom mit dem Umgestalten und Verkleistern älterer Kirchen ein Wesen getrieben hat, daß dem Beschauer das Herz weh thut; und erst die neueste Zeit ist von der antiquarischen Leidenschaft ergriffen worden, welche nicht mehr gestattet, sich unbefangen der Freude an einem Kunstwerke hinzugeben, vielmehr vor allem Heimatschein und stilistisches Sittenzeugnis fordert. Welche Sünden sind schon im Namen der Stileinheit und Stilreinheit verübt worden! Namentlich die Neu-Gothiker schienen für alle dereinst der Gothik zugefügte Unbill Rache nehmen zu wollen in einem Vernichtungskriege gegen spätere Ausgestaltung und Ausschmückung gothischer Kirchen. Was Jahrhunderte in frommem Sinn und redlichem Bemühen in das alte Gotteshaus gestiftet hatten an Chorstühlen, Kanzeln, Fenstern u. s. w. wurde von den Inquisitoren peinlich untersucht und, wo sie die Macht hatten, ohne Erbarmen ausgestoßen. So manches malerische,

durch die Zeit geheiligte Interieur ist auf solche Art zerstört, manches wertvolle Stück zum Antiquitätenhändler oder in eine Kumpelkammer geschafft worden. Hätten die Rezherrichter das früher Dagewesene restituiren können, so dürfte man sich den Austausch noch gefallen lassen. Aber statt dessen kam ja nur modernstes Fabrikat, das trotz aller Spitzbögen, Fialen und Pässe sich viel fremder und störender ausnimmt als die verbannten Renaissance- oder Poppmöbel. Denn, bei allem Respekt vor der Entwicklung der gothischen Kunst seit dreißig bis vierzig Jahren wird uns doch das aus der Grammatik erlernte Gothisch der Gegenwart niemand als die wahre Sprache des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts aufdisputiren. Die Herren von heute drücken sich gewiß so korrekt aus, daß sie den alten Baumeistern und Handwerksmeistern manchen groben Fehler ausmerzen könnten. Aber das ist eben der Casus!

Zu allem Unglück geraten die gelehrten Architekten noch über alte Baupläne, und entdecken, daß dies und jenes einmal anders gewesen oder doch anders hätte gemacht werden sollen, als geschehen ist, und dann sehen sie kein Heil als in der Entfernung des widerrechtlich Vorhandenen. So soll der altherwürdige Stephansdom in Wien, welcher lange Zeit hindurch nur von den Puristen bedrängt wurde, nun auch historisch in die Arbeit genommen werden. Die Bedeutung dieses Denkmals hebt die Angelegenheit über die lokalen und Landesangelegenheiten hinaus. Auf St. Stephan hat das ganze deutsche Volk, hat die zivilisirte Welt ein Anrecht, und deshalb allein schon dürfen wir uns erlauben, den Streitfall auch hier zur Sprache zu bringen. Aber die Sache hat zugleich ihre ernste prinzipielle Seite. Gelänge in Wien, was wir als Vandalismus bezeichnen, so würde man an hundert andern Orten sich auf den Präzedenzfall berufen.

Seit drei Jahrzehnten ist die Stephanskirche selten ohne Gerüst gewesen. Zweimal, 1839 und 1862, mußte der große Thurm abgetragen werden, in den fünfziger Jahren erhielten die Längsseiten Giebelabschlüsse, bald gab es hier, bald dort Schäden auszubessern, nicht minder fleißig, und oft recht unbarmherzig, wurde im Innern restaurirt und renovirt. Als der Thurmhelm das letztemal vollendet war, erwachte die Lust, auch den zweiten, unausgebauten Thurm zu gleicher Höhe zu führen. Allein die Protektoren dieser Idee waren nicht so glücklich wie die Restauratoren des Doms zu Mainz, welchen erlaubt wurde, die Kuppel zu beseitigen und dadurch die Silhouette der Stadt höchst unnötigerweise zu verändern. In Wien protestirte der gesunde Menschenverstand gegen ein Beginnen, welches die Stadt ihres uralten Wahrzeichens beraubt und durch Verdoppelung der kolossalen Pyramide den Dom gewiß nicht verschönert haben würde.

Alle diese Ergänzungen und Neuerungen gingen von dem Bestreben aus, die Stephanskirche womöglich durchweg zu gothisiren. Noch kürzlich wurde es für notwendig befunden, das aus der Renaissancezeit stammende Gitterthor des Hauptportals durch ein gothisches zu ersetzen, das an Mächtigkeit und Phantasielosigkeit schwerlich seinesgleichen finden wird. Und unter diesen Umständen verdient die Behauptung wohl Glauben, man habe sich eine Zeit lang sogar mit dem Gedanken getragen, die „Heidenthürme“ als letzte Überreste der romanischen Fassade im Spitzbogenstil umzugestalten.

Des bessern Verständnisses halber muß hier daran erinnert werden, daß die Stephanskirche gleich den meisten großen Kirchen nicht das Produkt eines Zeitalters ist. In der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts als romanischer

Bau hergestellt, wurde sie nach einem großen Brande im Jahre 1258 im Übergangsstil restaurirt; im vierzehnten Jahrhundert begann, mit Aufrechterhaltung der Fassade, der erweiternde Umbau, welcher ungefähr 130 Jahre in Anspruch nahm. Damals erhielt sie im wesentlichen ihre jetzige Gestalt als dreischiffige gothische Hallenkirche mit den originellen mächtigen Thurmanlagen anstatt der Kreuzarme und den beiden, in der Dachhöhe aus dem Viereck ins Achteck übergehenden Thürmen der Westseite. Hätten den damaligen Umbau strenge Gothiker heutigen Schnittes geleitet, so würden sie freilich diese sogenannten Heidenthürme, welche einst die Fassade der romanischen Kirche flankirt hatten, abgetragen und durch vorschriftsmäßige, der Höhe und Breite des neuen Langhauses angepasste gothische Thürme ersetzt haben. Doch diese Art von Orthodoxie war wie gesagt, dazumal noch nicht erfunden. Die Thürme gefielen vermutlich unsern Vorfahren ebenso wie uns heutzutage, sie standen nicht im Wege, und um die nötige Breite für die Fassade zu gewinnen, legte man neben jeden Thurm je eine Kapelle mit rechtwinkeligem Grundriß. Mancherlei Zuthat mußten sich die beiden Thürme wohl gefallen lassen, aber daran könnte eben wieder nur ein Dogmatiker Anstoß nehmen. Wie lange sie jedoch, so wie sie geworden sind, auf Duldung rechnen dürfen, das vermag angesichts der allerneuesten Beschlüsse niemand zu sagen.

Der jetzige Dombaumeister, der mit Recht hochgeschätzte Friedrich Schmidt, hat nämlich bei seinen Studien an dem alten Baukörper die interessante Entdeckung gemacht, daß das sogenannte Riesenthor dereinst rundbogigen Abschluß gehabt hat, und daß, wie er annimmt, nach dem erwähnten großen Brande es verschmälert und spitzbogig gestaltet worden ist. Interessant, wenn auch nicht überraschend, ist die Entdeckung, weil dadurch die Zweifel über das Alter der Fassade beseitigt werden; denn dieses Portal vertrug sich nicht mit der Annahme, daß der Bau noch aus dem zwölften Jahrhundert herrühre. Dagegen sehen wir nun, daß dem damaligen Dombaumeister der Rundbogen am Eingange zu einem bereits spitzbogig intendirten Schiffe nicht passend erschien; und gern stimmen wir in das Lob ein, welches ihm dafür sein heutiger Nachfolger, wiewohl etwas verlausulirt erteilt, indem er sagt: der zur Wiederherstellung berufene Meister habe wenig Rücksicht auf das Bestandene genommen, sondern kurzweg die ihm geläufigen Formen angewandt und anstatt des wahrscheinlich sehr beschädigten äußern Rundbogens einen Spitzbogen genommen, „der im Einklange mit der von ihm geplanten Architektur für den Erweiterungsbau der Kirche stand.“

Aber Welch ein Wunder begiebt sich! Dombaumeister Schmidt, der bisher im Geruch eines Intransigenten stand, legt plötzlich auf jenen „Einklang“ keinen Wert mehr, sondern verübelt seinem Vorgänger die wenige Rücksicht auf das „Bestandene,“ und will, daß diesem das Bestehende wieder weichen solle. Vielleicht sechs Jahrhunderte hat die gothische Thoröffnung des gothischen Domes gesehen, nun soll die rundbogige des einstigen romanischen Baues wiederhergestellt werden.

Da drängen sich vor allen die Fragen auf: Ist das alte Portal noch so im Mauerwerk erhalten, daß dieses nur abgetragen zu werden braucht, um jenes neu erstehen zu lassen? Oder besitzen wir wenigstens sichere Nachricht über dessen einstige Ausstattung? Keine von beiden Fragen kann bejaht werden. Nur die alte Öffnung ist im Gemäuer nachzuweisen, im übrigen sollen Analogien benutzt werden. Wüthrin handelt es sich eigentlich gar nicht um Wiederherstellung des Portals, welches 1258 durch das Feuer beschädigt worden sein mag, son-

dern um ein neues im romanischen Stil des — neunzehnten Jahrhunderts. Und da müssen wir wiederholen: Allen Respekt vor dem Wissen und Können unsrer Künstler, welche mittelalterliche Stile pflegen und die Kinderschuhe der Heideloff und Konjorten ausgetreten haben, aber wenn wir vor die Wahl zwischen ihrer Romantik und der Gothik des dreizehnten Jahrhunderts gestellt werden, besinnen wir uns keinen Augenblick lang. Das ist keine Wiederherstellung, wenn man etwas Unrechtes an Stelle des Echten setzt. Schmidt und seine Anhänger (unter welchen sich auch ein Fachmann, Heinrich von Ferstel, befindet) sollten es sich wohl überlegen, bevor sie ihre Namen in Verbindung mit einem Acte bringen, der in der Geschichte der Architektur in das Kapitel der bedenklichsten Restaurierungen eingetragen werden würde.

Doppelt bedenklich, wenn man die Konsequenzen ins Auge faßt. Soll das Thun des alten Baumeisters auf diesem Punkt ausgelöscht werden, welche größere Berechtigung hat dann, was er und die Folgenden sonst geschaffen haben? Könnte man nicht den Abbruch der ganzen Kirche verlangen, die ohne Rücksicht auf das „Bestandene“ in den damals geläufigen Formen aufgeführt wurde? Fort mit Langhaus und Chor und Thurm! Man wird uns der Übertreibung zeihen. Zugegeben. Allein das Portal ist nicht das einzige Gothische an der Fassade, das über demselben befindliche hohe Fenster paßt in den Verhältnissen und im Abschluß ganz und gar nicht zum Rundbogen, möglicherweise werden sich auch noch Spuren der einstigen Gestaltung der Lichtöffnungen auffinden lassen. Oder wenn nicht, so ist ja an Analogien kein Mangel, man bringt ein Radfenster an und unter dem Dach Arcaden, man gliedert die Fassade durch Eisen und Frieße; man muß das thun, um nicht das runde Thor einsam zwischen lauter Spitzbogen stehen zu lassen. Und das Resultat? Die Vernichtung des durch die Zeit Geheiligten, die Herstellung einer modern-romanischen Fassade an einem gothischen Dom. Welch ein Triumph!

Wenn ein Architekt die Aufgabe erhält, ein zerstörtes Gebäude zu rekonstruieren, und er bringt dann nichts anderes zustande, als was Hübsch am Dom zu Speyer geleistet, so bleibt nur zu bedauern, daß seine Kraft dafür nicht ausreichte. Aber ohne Not, einzig aus archäologischer Marotte, seine Künste an einem altherwürdigen Denkmal versuchen zu wollen, das ist nichts weniger als historisch, das ist wirklich ein Vandalismus, der das, was bestanden hat, so wenig achtet wie das, was besteht, weil er keinen Sinn hat für eines: für das Gewordene.\*)

\*) Den neuesten Nachrichten zufolge scheint sowohl die Regierung als die Gemeindevertretung von Wien den Restaurationsgeistes energisch entgegenzutreten zu wollen. Um so besser!

